

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 174.

Freitag, 29. Juli

1927.

(14. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Grit erschrak. Hatte Bert geplaudert? Oder woher wußte er das alles? War Bert hier gesehen worden? Hatte man einen Verdacht...? Aber das war doch nicht möglich.

„Sie haben ihn dadurch in eine recht schiefe Situation gebracht, wenn ich auch nicht verkenne, daß er selbst in erster Linie daran schuld ist.“

„Bert ist unschuldig“, sagte sie ruhig, und Orion mußte sich wundern, wie rasch sie durchschaute hatte, worauf er hinaus wollte.

„Das ist eigentlich keine Antwort auf meine Beschuldigung, daß Sie mich ein wenig getäuscht haben!“

„Bert war hier. Sie wissen es, und ich wüßte nicht, warum ich jetzt noch leugnen sollte. Bert war jener Einbrecher, den Herr von Eggebrecht zu entdecken glaubte, als er am Tage vor seinem Tode an mein Fenster kam. Bert schrieb mir am nächsten Tage, ich solle abends in den Hain kommen. Wir trafen uns und trennten uns kurz nach neun. Er erreichte den Elfuhrzug noch, schrieb mir aber am nächsten Tage, ich möge unter keinen Umständen verraten, daß er dagewesen sei.“

„Auch mir nicht?“

„Auch Ihnen nicht, jawohl. Ich habe den Brief hier im Schreibtisch, wenn Sie ihn sehen wollen?“

„Ist nicht nötig, ich kenne ihn bereits“, lachte Orion.

„Sie haben spioniert? O, das war nicht schön von Ihnen“, rief Grit in ehrlicher Entrüstung.

„Ich handelte in Notwehr“, sagte er, „da Sie mir die Wahrheit verheimlichten. Aber das ist ja jetzt Nebensache, viel wesentlicher sind andere Dinge...“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel: Wo ist Bert Alcolm?“

„Komische Frage, in der Stadt wahrscheinlich.“

„Falsch geraten, ich habe ihn überwachen lassen wollen...“

„Was haben Sie getan?“

Mit einem Ruck stieß sie den Sessel zurück, in dem sie gesessen, stand auf, ging auf Orion zu und blieb zornbeugend vor ihm stehen. Ihr Gesicht war gerötet, ihre Augen blühten.

„Sie wagen, sich seinen Freund zu nennen“, rief sie, „und haben den traurigen Mut, einen derart gemeinen Verrat an ihm zu begehen? Wer gibt Ihnen das Recht, ihm einen Mord in die Schuhe schieben zu dürfen? Verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer, ich werde kein Wort mehr mit Ihnen reden.“

Sie ist noch hübscher, wenn sie böse ist, dachte Orion, blieb aber sitzen und rührte sich nicht. In solchen Fällen half nur eiserne Ruhe.

„Ich will Ihnen sagen, wer mich darauf brachte, immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen...“

„...?“

„Ihr Verlobter selbst, ich werde Ihnen auch sagen warum. Falls er der Mörder sein sollte, dann hat er sich reichlich ungeschickt angestellt, falls er der Mörder nicht ist, dann hat er sich, verzeihen Sie den harten Ausdruck, laudum benommen. Er ist der einzige, uns im Moment bekannte Mensch, der an dem Tode des Barons überhaupt ein Interesse hätte haben können. Er aber

schießt diesem ein fingiertes Telegramm und bestellt ihn auf den Weg, auf dem er ermordet wird, er begibt sich heimlich in diese Gegend, bringt nachts in den Gutshof ein, wird verscheucht, kommt am nächsten Tage wieder, trifft sich mit Ihnen, verabschiedet sich kurz nach neun, geht den schmalen Weg entlang, auf dem der Mörder den tödlichen Schuß abgegeben haben muß, und veranlaßt Sie, niemand zu erzählen, daß er hier war. Wenn man da nicht auf die Idee kommen soll, es mit einem Mörder oder einem Verrückten zu tun zu haben...“

„Ihre Erzählung war sehr schön, Herr Doktor, und ich bin an sich auch Ihrer Meinung, nämlich, daß Bert sich ausnahmsweise sehr ungeschickt anstellte, aber Ihr lüdenloser Beweis hat doch zwei Lücken...“

„Und die wären?“ fragte er neugierig.

„Erstens ist der Schuß, wie ich hörte, mit einem Gewehr oder Karabiner abgegeben worden...“

Orion nickte.

„... und wenn Bert so ein Schießgewehr bei sich gehabt hätte, müßte ich das doch gesehen haben. Einen Revolver besitzt er nebenbei auch nicht. Zweitens haben wir uns wenige Minuten nach neun getrennt, er ging sehr rasch, ich sah ihm nach, sah ihm lange noch nach, als er schon längst in der Dunkelheit des Waldes verschwunden war.“

„Wie lange schätzen Sie wohl? Man täuscht sich oft.“

„Genau kann ich das nicht angeben, aber fünf Minuten waren es bestimmt, denn ich war ja erst zwanzig nach neun zu Hause, und wenige Minuten vorher fiel der Schuß.“

„Woher wissen Sie das?“

„Weil ich ihn gehört habe.“

Das Floß.

Orion war jetzt auch aufgestanden. Das waren ja immer neue Gesichtspunkte, die man da in Rechnung stellen mußte. Er fragte Grit, ob sie ihn in den Albrechtshain begleiten wolle, was sie bejahte, und bat Ehrngruber, den Förster zu holen, den er bei diesem Gang brauchte.

Während sie warteten, sagte Grit:

„Sie sprachen vorhin davon, daß Bert nicht in der Stadt sei?“

„Ja, ich wollte ihn überwachen lassen, damit er nicht weiter Dummheiten machen könnte.“

„Sie glauben also nicht an seine Schuld?“

„So wenig wie Sie“, lachte er.

„Dann habe ich Ihnen vieles abzubitten, aber Sie sind mir doch nicht ernstlich böse?“

Sie ist eigentlich doch hübscher, wenn sie friedfertig ist, dachte er und sagte laut:

„Ich bin Ihnen nicht böse, da ich mich daran gewöhnt habe, mit erregten und erregbaren Menschen umzugehen. Bert übrigens hat, wie mir mitgeteilt wurde, die Stadt verlassen, ohne anzugeben, wohin er sich wenden werde. Das ist wieder eine Dummheit, die man schwerlich gutmachen kann, aber wir wollen mal sehen.“

„Ich weiß, wohin er sich gewandt hat“, sagte sie plötzlich.

„Nanu? Haben Sie einen Brief bekommen?“
„Nein, aber wenn Bert die Stadt verließ, ohne mir zu schreiben, so kann er nur auf dem Wege hierher sein.“
„Das wäre ein großes Glück für ihn“, meinte Orion.
In diesem Augenblick kam der Förster. Sie gingen die paar Schritte zum Albrechtshain hinüber, auch Ehrngruber hatte sich angeschlossen, da Orion ihn darum bat.
„Wo standen Sie mit Ihrem Verlobten?“ fragte er Grit.

Sie ging sofort auf die Stelle zu, es war der Ort, an dem der verhängnisvolle Pfad in den Hain mündete.
„Hier haben wir gestanden, hier haben wir uns getrennt, und von hier aus habe ich ihn nachgesehen.“

„Was spricht also gegen die Annahme, daß er den Schuß abfeuerte, abgesehen davon, daß er kein Gewehr bei sich trug?“

„Als der Schuß fiel, muß er schon sehr weit fort gewesen sein, denn er hat ja den Elsfuhrzug noch bekommen, und den konnte er nur erreichen, wenn er unterwegs mehrfach Dauerlauf machte. Und dann kam der Schuß ja aus einer ganz anderen Richtung.“

„Was? Wieso? Was soll das heißen?“

Orion, der Förster und Ehrngruber redeten durcheinander auf sie ein.

„Na, sehr einfach, der Pfad macht von hier eine kleine Biegung nach rechts, der Schuß aber fiel von da.“
Und sie zeigte weit nach links hinüber.

„Aber, das ist ja vollkommen ausgeschlossen“, rief Orion, „da drüben? Wissen Sie denn, was da drüben ist?“

„Dort ist der Sumpf“, sagte der Förster, „und im Sumpf kann niemand stehen.“

„Aber fahren!“

„Fahren?“

„Na ja, vielleicht hat einer aus einem Kahn geschossen.“

Die kleine Frau ist goldig, dachte Orion, sie kommt auf die verschrobensten Ideen, nur um ihren unschuldigen Verlobten freizumachen.

„Auf dem Sumpf ist seit Menschengedenken kein Kahn gewesen“, warf der Förster ein, „ich glaube, die Schlingpflanzen würden gar keinen Raum dafür haben.“

„Wir können ja mal hingehen“, meinte Orion.

„Es hat wirklich keinen Zweck, Herr Doktor“, sagte nun auch Ehrngruber, „der Sumpf ist schwer und unbefahrbar, der Schuß wird schon vom Lande aus gefallen sein.“

Aber Orion hatte schon den Weg nach dem Sumpfe eingeschlagen, und den anderen blieb nichts übrig als zu folgen. Der Doktor ging mit Grit voran, die beiden Männer folgten.

„Ihr Argument, daß Bert keine Schußwaffe bei sich getragen hat, ist nicht stichhaltig“, sagte er, „der Mörder kann sie ja im Gebüsch vorher versteckt haben. Aber die Sache mit dem Schuß ist interessant. Es besteht keine Möglichkeit eines Irrtums?“

„Aber nein, Doktor, ich sah immer noch in die Richtung, in der Bert verschwunden war, aber das war doch die falsche Richtung, denn der Pfad läuft, wie ich später sah, weiter nach rechts. Und doch kam der Schuß viel weiter links her. Die Nacht war still, und ich hörte ihn genau, aber ich dachte mir nichts dabei.“

Als sie an die Stelle kamen, von der vermutlich der Schuß abgegeben sein mußte oder konnte, sagte Orion:

„Man geht genau acht Minuten.“

„Spräche das gegen Bert?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

Dann betrachteten sie die Ufer und den Sumpf, der mattgrün und schwammig vor ihnen lag. An seinem Rand standen alte Bäume, manche unterwühlt an den Wurzeln und tief geneigt. Fern im Hintergrund sah man die Chaussee, aber immer nur wenige Meter, da sie hinter den vielen Bäumen nur selten hervorkam. Orion wandte sich zu dem Förster.

„Sagen Sie mal im Ernst, wenn Sie von hier aus mitten in der Nacht jemand treffen müßten, der dort hinten in einem Schlitten rasch vorüberfähre, würden Sie vorbeischießen oder nicht?“

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, Herr Doktor, wahrhaftig würde ich vorbeischießen.“

„Na, und Sie sind doch sicher der beste Schütze in der Gegend?“

„Leider kann ich das nicht mehr von mir behaupten. Früher ja, da fehlte ich kein Wild, aber heute sind die Augen schwächer geworden. Der Förster von Maffentun schießt sehr gut, ist ein paar Jährchen jünger als ich, auch mein Hilfsförster ist einer, der trifft, wo's sein muß, der beste Schütze aber ist doch der Ehrngruber“, sagte er und lachte herzlich.

(Fortsetzung folgt.)

Friesen.

Von Erich A. Schmidt.

Auf einer Nordseeinsel sah ich einmal, bei einem Filmvortrag, mitten unter Friesenkindern. Die Reihen hinauf und hinab leuchteten ihre flachblonden Haare, bei den Mädchen oft ein krauses Geprüß um Stirn und Ohren. Die blauen Augen strahlten erwartungsvoll der Leinwand entgegen, ihre blutbraunen Gesichter waren gläubig aufwärts gerichtet. Ehrfürchtig und gestittet sah die Schar auf ihren Stühlen, kaum daß sie dann und wann sich sichernd niederbeugten. Unter ihnen eine richtige Friesenprinzessin. Zehnjährig, die kindlichen Linien des Gesichtes von zartester Form, das Kinn in die bräunliche Hand gestützt, voll tiefen Ernstes — so sah das Mädchen unter ihren Nachbarinnen. Es gab viele hübsche Mädchen in ihrem Alter — diese eine war schön. Sie war voller Hoheit, natürlichem Adel, nichts Gezüchtetes, keine Affektiertheit — man konnte sich kaum sattsehen. So oft die grelle Gaslampe aufflammte, blickte ich ihr in die Augen, in denen sich noch ein Widerschein des Erlebten spiegelte — aber diese Augen beachteten mich nicht. Welch ein Unterschied zwischen diesem Kinde und frühgeweckten Großstadtmädchen.

Vom Lichte noch geblendet, verließ ich am Schluß der Vorführung den Saal und stand in der dichten Finsternis der Nordseeinsel. Die Kinder schritten auf altbekannten Wegen heimwärts, ich rief in die Menge hinein: „Wer führt mich? Ich kann den Weg nicht sehen.“ Und schon wurde meine Hand ergriffen, und ich fühlte mich artgelenkt. Es war die kleine Prinzessin, die mich führte, ich sah es beim Aufleuchten einer Taschenlampe. Ich suchte ein Gespräch zu beginnen, ich fragte sie nach ihren Eindrücken, doch sie brachte kaum ein Wort über die Lippen. Ich fühlte nur, wie die kleinen Finger in meiner Hand zuckten und sich schnell zu befreien suchten, sobald wir zwischen erleuchteten Häusern gelangt waren.

Und so wie dieses kleine Friesenmädchen, so sind wohl die Friesen noch alle: schweue, zarte, zurückhaltende Menschen. Man kann wochenlang in ihren Häusern leben, mit ihnen plaudern, sie verleugnen dieses Exklusive ihres Wesens nie.

Mutter Petersen war eine alte rüstige Frau. Sie hatte gute, kluge Augen, die braunrote Haut ihrer Wangen war ganz von violetten Adern durchzogen. Sie erfüllte mir jeden Wunsch, räumte die Zimmer um, trug mit mir Möbelstücke, die mir gefielen, die schmale Treppe empor zu jenem rosageputzten Giebelraum, von dem ich bis weit hinaus auf die Dünen blicken konnte, an kaum merkbaren Zeichen erkannte ich ihre Neigung — doch wir blieben äußerlich einander fremd. Ich durfte ihr den Tisch aus der Küche tragen, ihn unter den kargen Obstbaum setzen, von dem man die ferne geschwungene Innenseite der Insel wie eine fella blaue Bucht Italiens im Sonnenschein schimmern sah — sie erlaubte alles und lächelste milde. Ich durfte in ihrem Hause, das an Sauberkeit einer neuen Puppenwohnung glich, schalten und walten, wie ich wollte, die Küche, den Keller betreten — wie oft lief sie für mich selbst hinab, um Bierflaschen und dergleichen aufwärts zu befördern! Sie erzählte mir auch, daß sie mit ihrem Mann fünfzehn Jahre lang in Amerika eine kleine Farm ganz allein bewirtschaftet hätte — es war ein arbeitsames, ein biblisches Leben: — Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. . . Der Mann war trumm geworden, ging im Morgenrot auf seine Felder und kehrte bei Sonnenuntergang heim. Dann sah er im Dunkeln schweisam in der Küche, hielt eine ertaltete Pfote im Munde und wartete geduldig auf das Abendbrot. Ich erschrak immer, beim Wasserholen, wenn er plötzlich in seinem Winkel „Guten Abend!“ sagte. Erst als ich sein Haus verließ, sah ich ihn im vollen Tageslicht: die Arbeit begann an diesem Tage für ihn später, einfach deshalb, weil er meinen Koffer zum Bahnhof tragen mußte. Er ließ sich das nicht nehmen, obwohl wir nur die Worte des Gruses miteinander gewechselt hatten.

Für Mutter Petersen gewann ich eine herzliche Zuneigung, die sich um so mehr verstärkte, als ich sah, daß sie für ihre Gefühle keine allzu starke Äußerung fand. Einmal traf ich sie, einmal nur, tatenlos im Garten an, sie plauderte

mit ihrer Nachbarin. Ich grüßte sie beide, blieb stehen und bewunderte ihren alten Friesenschmud, kunstvolle Silberbrotschen. Da lachten die beiden alten Frauen ein zärtliches stilles Greisenlachen, sanken in sich hinein, und die Nachbarin sagte bald: „Nau wölln wi to Bad.“

Ich weiß nicht, ob man das so schreiben darf, jedenfalls ist es das einzige von der Friesensprache, das ich behielt, und es heißt: „Nun wollen wir zu Bett.“ Denn es war später Abend, und der Leuchtturm funkte schon, golden wie Sterne, zu uns herüber.

Junge Männer sind selten auf der Insel zu sehen. Sie wandern alle hinüber nach Amerika, und ich kann mir denken, daß man sie drüben willkommen heißt, denn sie sind still, treu und arbeitsam. Sie halten, in den großen Städten des Ostens oder auch westwärts auf den riesigen Farmen, gut zusammen, sie vergessen nie ihre fernen Heimatinseln, sie holen sich junge Frauen hinüber und kommen einst mit ersparten Dollars zurück. Denn die friesischen Inseln sind farger Boden, der die Zungen nicht neben den Alten ernähren kann.

Von den Badegästen profitieren hauptsächlich die Kaufleute, deren reines Friesentum sich durch das Handelstreiben zuerst verfälscht. Sie leben wie Fremdkörper unter ihren Stammesgenossen, und ich glaube nicht, daß sie die Glückseligern sind.

Die reiferen Friesenmädchen haben oft einen sehr verhaltenen Ausdruck in den Augen. Sie müssen ihre Gefühle tapfer beherrschen, doch sie können es gut, denn es ist ein harter, keuscher Menschenschlag.

Nur selten wird eine von den Deerns mit einem Badegast eine Liebelei beginnen — sie geriet sofort in Acht und Bann. So warten sie geduldig auf die Männer, die einst aus Amerika heimkehren werden.

Mutter Petersens Tochter aber hatte schon geheiratet: in der Hochzeitsnacht war ihr Mann über See gefahren. ... Nun gab es, bei aller Arbeit, für sie nur einen Gedanken, dieses einzige Ziel: Den heftig ersehnten Tag, da sie in Hamburg den großen Amerikadampfer besteigen würde!

Die Geigerin.

Von E. Jessen.

Sie kam die Treppe hoch. In der schlaffen Behmut, mit der sie jede Woche kam. Die Geige trug sie in schlecht behandschuhter Hand. Der Hut aus schwarzem, verschossenen Samt, wieder einmal neu gebogen und umgesteckt, sah wegen auf dem Kopf. Die Tausendblätterschönheit auf der Stirn, die quellend darunter hervorbrach, war fischgrasartig und von einem verseiften Blond. Wieviel Geduld sie doch aufbrachte, die schütterere Herrlichkeit zu wuscheln.

Wer sie war, wußte man nicht. Auch nicht, wie alt sie sein konnte. Fadenförmig hing das Dasein um sie herum mit allen Vergangenheiten und Zukunftsmöglichkeiten. Sah man sie an, verbläbte die Gegenwart; verfolgte man ihre Bewegungen, erschien einem der eigene Wille ausgelagt, abgestanden. Quälend wurde etwas, wenn sie programmäßig mit dem ersten Geiger und dem behäbig-sicheren Cellisten den Senderaum betrat und die Geige ansetzte.

Noch während sie ablegte, den Mantel behutsam abstreifte, den Hut in bescheidene Dunkelheit trug, die verstopften Handschuhe ebenso versteckte, kam nervöse Unruhe über sie. Sie suchte den Cellisten. War er schon im Haus, im Nebenzimmer, vielleicht noch gar nicht hier; kam er nicht? Sie fand in Brand. Soweit die ausgeglichene Sehnsucht des alternden Mädchens kühne Träume nicht matt gewaschen hatte. Ihre Finger zitterten, als sie am geschmacklosen, selbstbestimmten Tuchfaser zuwies. Ihre unausgeschiedenen Wangen verzogen sich vom liebenswürdigen Lächeln; denn wenn die Tür aufging, —

Die Sekretärin sah als gewohnt-beruhigendes Bild über ihren Papieren. „Fräulein Ella, Sie können drüben noch nicht hinein, aber“, setzte sie freundlich-gütig hinzu, „draußen auf dem Gang geht Herr Turel spazieren. Wenn —“

„O danke, ich werde gleich einmal sehen.“ Die Stimme war wie tot. Unter ihrem Klang lag Persönlichkeit in Asche, Glück in Scherben, Selbstkritik im Nebel. Ihre Haltung ging aus allen Fugen, denn der Cellist war also wirklich im Hause. Eingehüllt in Glückswollen verschwand sie aus der Tür. Ja, draußen auf dem Gange war Herr Turel. Aber nicht allein. Neben ihm stand der Kapellmeister mit seiner Frau und seinem kleinen Mädchen. Gruß und Dank ging hin und her. Ein flüchtiges Lächeln des Cellisten rief Ella aus aller Verhaltenshaftigkeit und Schen. Ihr Inneres brach auf aus Geduld und Duldungsmoder, in ihr schrie es nach Liebe und Harmonie. Die süße Qual, in seiner Nähe zu sein, begann sie zu martern. Verwirrung riß an allen Nerven, weil Turel

sie zu beobachten geruhte. Seine Gestalt lehnte herausfordernd lässig an irgend einem Türpfosten.

Ella jagte sich mit dem kleinen Mädchen. Ihre Freude marker wurde unerträglich. Den Gang hin- und herlaufend, flüchtete sie Liebenswürdigkeit, verbog albern die Hüften, warf den Kopf schelmisch aus den Gelenken, treischte in Überregung sinnlose Roseworte an das Kind hin, versprudelte sich in künstlich-jugendlicher Verzüglichkeit. Die große, dicke Glasperlenkette, die sie mit gespreizten Fingern von sich abhielt, funkelte tüdich im leis kommenden Dämmerlicht. Der Kapellmeister blieb gelassen. Seine Frau zog unendlich höhnend die Augenbrauen nach oben, Turel hustete vor unterdrücktem Lachen, über die sich peinlich produzierende Geigerin.

Ella war schon außer Atem. Das Kind mit. „Lassen Sie's gut sein“, sagte der Kapellmeister, „Sie kommen ja ganz ab, nachher können den Bogen nicht halten.“

Die leise Zurechtweisung brachte die alternde Geigerin zu sich zurück. Wund vor Scham über ihre Sehnsucht nach Beachtung stand sie am Türpfosten, den Turel verlassen hatte. Der Cellist sah sie an, die well zusammenfiel, und etwas wie Mitleid sprang ihn an.

Man gab das Zeichen. „Anfangen, bitte!“ Der Ansager meldete das Mozartkonzert. „Ich glaube, Sie sitzen schlecht“, flüsterte noch schnell vorher der Cellist, „Bitte kommen Sie doch näher hierher, man hört Sie dann besser am Mikrophon. Ist Ihnen der Notenständer so bequem?“

Während er stellte und rückte, selbst verliebt in seine Ritterdienste, schluderte sie während an ihren Tränen. Deiß flog ihr die Freundlichkeit Turels durch die Adern. Jahreslanges Sehnen nach ein wenig Gfite, verweinte Nächte, zertrummelte Hoffnungen wurden überannt, ausgelöscht von diesen aufsteigenden warmen Dankeswellen, die ihr in die Kehle wollten. Sie nickte schon sitzend zu ihm auf und konnte nicht sprechen.

Turel tat ein Abzuges: leicht mit dem Bogen auf ihre Noten hinschlagend, bat er: „Nicht wahr, Sie nehmen dies hier recht weich und voll, und lassen mir genügend Zeit zum Einsehen. Wir müssen gut zusammen kommen, wir zwei!“ Ella sah wieder hoch. Sie fühlte sich so leicht, so opferbereit, so unsagbar schwingend. Sie wäre am liebsten eine große Opferopferin geworden für diesen Mann, dessen Worte und Bewegungen wirklich ihr galten.

Nach dem Konzert — Ella empfand schon bitterlich die Trennung — kam das Wunderbare. Turel war nun einmal in Laune. So bat er Ella, eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken, gleich in der Nähe. Der Unterton seiner Bitte, dieses schillernde Mitleid rührte ihn selbst. Aus Ella wurde plötzlich eine Frau, mit groben braunen Augen, eine Frau, die vor starker pulsender Dankbarkeit Mauern und Türen sprengen wollte, die strahlend in Goldnebeln stand.

Zusammen schritten sie der breiten Steintreppe zu. Auf den Gängen dunkelte es schon. Den Lift lehnte sie ab. Nein, sie wollte jeden Schritt an seiner Seite gehen, auskosten, beglückt genießen. Sie sah nicht, wo sie ging. Sie fühlte nur alle sieben Kinderhimmel in sich klingen, die Seele in ausgespanntem Verzücktsein hing versöhnend über Leid und Elend.

„Darf ich Ihnen vielleicht ein paar Noten abnehmen, Herr Turel, ich habe ja kaum etwas zu tragen?“ Sie konnte nicht anders. Sie mußte irgend etwas vor ihn hinstellen aus der letzten Geste heraus, die schenken möchte, immer nur schenken. Turel lächelte geschmeichelt. Ella hatte sich halb ihm zugewandt, um die Noten zu bekommen. Sie überlag den gefährlichen Rand der breiten Treppe, sah nur dies Lächeln, das sie ahnungslos nach rückwärts der Gefahr aufschreiten ließ. Ehe noch Turel zugreifen konnte, stürzte sie hinten über und lag ein paar Sekunden später mit gebrochenem Genick auf den Steinfliesen.

Die Seifenblase.

Von H. Jesse.

Li, das junge Weib eines bescheidenen Ackerbauern, sah vor dem Hause im Schatten eines Baumes und hielt ein Duhn in den Händen. Sie hatte es mit süßem Mais gelockt, und, als es gierig über die hingestreuten Körner sich hermachte, geschickt gefangen.

Et wollte das Duhn schlachten. Für den kommenden Feiertag zum Reissgericht.

Da schwebte vor dem Antlitz des jungen Weibes eine herrliche runde Seifenblase vorüber.

Kan, des Nachbars Sohn, hatte sie von einem Strohhalm, den er im Munde hielt, entgleiten lassen.

Diesen Halm tauchte er ab und zu bedächtig in einen Topf voll Seifenlauge und schuf dann durch leichtes Blasen in den Strohhalm schillernde Kugeln.

Li schaute entzückt der in duftartigen Farben leuchtenden Seifenblase nach.

Leicht, schwingend und anmutig glitt sie dahin. Sich still wiegend. Opalisch glänzend.

Ein weicher Lufthauch hob leise die schwebende Kugel und trug sie dicht vor das Antlitz des jungen Weibes. Hin und her schwebte sie, auf und nieder. Schillernd und lodend, gleich einer der tanzenden, zarten Elfen, die nachts über die Sümpfe huschen.

Li sah die buntfarbige Kugel dicht vor den Augen. Greifbar nahe. Und sie hatte das Verlangen, danach zu fassen, die hauchartigen Farben zu streicheln; dieses sprühende, glühende Rot, das azurine Blau, das reine, leuchtende Grün, die ganze Farbenpracht. Mit beiden Händen griff sie nach dem gleitenden, schwebenden Ball . . .

Das Huhn, das sich für einen kurzen Augenblick frei fühlte, flog laut gackernd davon. Im nahen Gebüsch verschwand es, aufgeregt kreischend und schreiend . . .

Die Seifenblase zerplatzte, als die Hände des Weibes sie berührten. Alle herrlichen Farben zerfloßen, das irrisierende Leuchten und bunte Glitzern. Das eben noch prächtige, schwebende Gebilde lag nun als unscheinbarer grauer Wassertropfen am Boden.

Li, das junge Weib, starrte den schmutzigen Wassertropfen an. Stand da, erwacht, mit leeren Händen.

Das Gackern und Schreien des entflohenen Huhnes klang ihr schadenfroh und höhnisch in die Ohren.

Neue Bücher

* Walter Angel: „Manege“. Ein Roman von Menschen und Tieren. (Verlag Ernst Reils Nachf., August Scherl, G. m. b. H., Berlin SW. 68). Manege ist der Roman einer großen Familie von Menschen und Tieren, genannt Zirkus Romanelli, die das Schicksal zusammengeweht und zu Kameraden in Glend und Glid gemacht hat. Es ist eine ganze Welt, dieser Zirkus Romanelli, die Welt, die wir immer wieder bewundern werden, weil sie in Glanz und Grazie verwandelt, was Armut und Arbeit heißt. Angel hat sie gesehen, wie sie ist. Und so trifft er sie bis auf die Atmosphäre von Sand, Spänen und Raubtierkunst, die Erinnerungen an begeisterte Stunden der Jugend zu uns heraufweht.

* Robert Dickens: „Bivian und ihr Mann“. Roman (Verlag Ullstein, Berlin). In seiner Art ist dies ein Kriminalroman, aber er beginnt da, wo Detektivgeschichten sonst zu enden pflegen: mit dem Urteil. Das Gericht hat gesprochen — aber es gibt zwei Mächte, die sich dem Spruch der Richter nicht beugen: die „öffentliche Meinung“ und das eigene Gewissen. Das leise geklüftete „War er vielleicht doch schuldig?“ ist ein böser Feind. Trotzdem kämpft sich der Held dieses Romans durch. Daß er das kann, verdankt er freilich vor allem der Frau, die neben ihm steht. Ohne „Bivian“ könnte „ihr Mann“ nicht bestehen. Bivian Denny, gesund, trainiert an Körper und Seele, willensstark und doch nicht eigensinnig, eine tapfere Kameradin in Freude und Leid, ist eine der prächtigsten Frauengestalten, die die neuere Romanbildung hervorgebracht hat.

* Richard A. Bermann: „Das Urwaldschiff“. Ein Buch vom Amazonasstrom. Mit 8 farbigen Aquarellen von Franz Dedendorf. (Berg-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2). Die uralte, unverändert stark gebliebene Sehnsucht im Menschen, fremde Länder zu erkunden, hat der mehrfach um den Erdball gereiste international bekannte Schriftsteller Rich. A. Bermann in seinem neuesten Werke „Das Urwaldschiff“ zum Vorwurf eines vortrefflichen Romans gemacht. In genialer Weise entwickelt er das Problem an den Schicksalswegen zweier äußerlich grundverschiedener, innerlich jedoch völlig gleich veranlagter Menschen verschiedenster Zeitepochen, eines Gymnasiallehrers, dessen Lebensraum von Kindheit an der Verwirklichung einer Reise auf dem Amazonasstrom zutreibt, und des Spaniers Francisco de Orellana, des ersten Befahrers des selben geheimnisvollen Stromes. Die Parallelsstellung dieser beiden verschiedenen Menschen ist Bermann glänzend gelungen. Die Sehnsucht beider, das Paradies ihrer Traumphantasien zu erreichen, seine Schätze mit eigenen Händen zu ergreifen, seine Pracht mit eigenen Augen zu erblicken, und die Tragik der unerlöst zu Tode Geheften ist mit sprachlicher Lebendigkeit und Farbenpracht meisterhaft geschildert. Franz Dedendorf hat für das Werk eine Reihe von Aquarellen geschaffen, die der Phantastik des Dichters in seltener Weise entgegenkommen.

* P. C. Wren, „Drei Brüder“. Aus dem Englischen übertragen von Carl Ehrenstein und Thomas Schramel. (Romane der Welt, Herausgeber: Thomas Mann und H. G. Scheffauer, Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Die bewegte Handlung dieses Romans ist um geheimnisvolle Erlebnisse gruppiert, von denen der jüngste der drei Brüder anschaulich berichtet. Besonders in der glücklichen Verbindung verschiedener Elemente: einer originellen und ereignisreichen Abenteuergeschichte, einer Jugendidylle und einem wilden Kriegspanorama aus dem französischen Marokko liegt die Stärke dieses Werkes, das in England und Amerika zu den größten Bucherfolgen der letzten Jahre gehört.

* „Das Gaststättenwesen“ von Robert Glüdmann, Professor an der Hochschule für Hotel- und Verkehrswesen in Düsseldorf. (Stuttgart 1927. C. E. Poeschel Verlag). Der erste Eindruck, den man aus der Lektüre des Glüdmannschen Buches gewinnt, ist der einer außerordentlichen Reichhaltigkeit. Der Verfasser untersucht eingehend, welche Stellung die Gaststätte in der Wirtschaft Deutschlands, Österreichs und der Schweiz einnimmt, er entwickelt in einleuchtender Weise, warum es überhaupt zur Gründung von Gaststättenunternehmungen kommt, und behandelt die Wechselwirkung von Volkswirtschaft und Gaststätte unter den großen Gesichtspunkten Kapital, Arbeit, Standort. Das Glüdmannsche Buch ist eine Fundgrube des Wissens für alle Fachleute, die sich über die Stellung ihres Berufes im Leben ihrer Nation und über deren Grenzen hinaus informieren wollen.

* Henry Poulaille: „Die Geburtsstunde des Friedens“. Roman. Mit einer Einleitung von Heinrich Mann. (Paul Schönan, Verlag, Wien IV). Henry Poulailles Buch ist ein eindringlicher Warnruf an unsere Generation. Menschen haben unglücklich gelitten in den langen Jahren des Krieges und aus ihrem Leid wurde das Feuer geboren, das alles Abgelebte und Menschenfeindliche verzehren sollte. Aber nur zu bald haben sie im Kleinram des Alltags alles wieder vergessen, den leidgeborenen Enthusiasmus eingebüßt und sind zurückgesunken in Dumpfheit und Verzicht. War alles Leid des Krieges umsonst? Soll alles Leid vergessen werden? Das wäre Verrat an der Zukunft. Poulaille erhebt seine warnende Stimme, um die Gewissen wieder aufzurütteln, daß sie aus der steten Erinnerung an jenes Unheil immer neuen Mut zum Kampf um eine bessere Zukunft schöpfen. Poulailles Roman, zu dem Heinrich Mann eine verantwortungsbewußte Einleitung geschrieben hat, ist ein bei aller Einfachheit seltenes Buch, selten in seinem unbeschränkten Wahrheitsmut wie in der Kraft der Darstellung, das mächtige Bekenntnis eines Dichters, der um die ganze Wirrnis unserer Herzen weiß, aber trotz dem Dunkel der Gegenwart sich nicht beirren läßt in seinem kämpferischen Glauben an eine reinere Zukunft.

* Vene Voigt: „Mally — der Familienschatz“. Illustriert von Walter Rosh. (Verlag A. Bergmann, Leipzig). Vene Voigt, die bekannte Verfasserin der urkomischen „Säl'schen Glasfeger“ und „Säl'schen Balladen“ hat ein neues historisches Buch, diesmal in hochdeutscher, geschrieben. In allerliebster Kleinalerei wird eine ehrbare Familie aufs Korn genommen, deren Sprößling „Mally“ sich vor den Blicken des Lesers in höchst launiger Schilderung „entwickelt“. Jamos sind auch die zahlreichen Illustrationen dem lustigen Geschehen angepaßt.

* Reinhold Eichader: „Krasputin, der Wundertäter“. Der Roman eines Abenteurers (Atlantic-Verlag, Leipzig C. 1). Packernd und überwältigend, wie ein dem Leben abgelassener Film, ziehen die geheimnisvollen Geschichten dieses interessanten Sensationsromans, der seine Entstehung tatsächlichen aufsehenerregenden Ereignissen verdankt, an dem Leser vorüber und halten ihn bis zur letzten Seite in atemloser Spannung. Das richtige Buch für einen Regentag in den Ferien.

* Hans Ratonel: „Schminke und Alltag“. Bunte Prosa. (F. Kriel, Verlag, Leipzig S. 3). Ratonel hat die zahlreichen, von ihm geschriebenen und in vielen deutschen Zeitungen abgedruckten Beuilletons, die auch wir zum Teil veröffentlichten, gesammelt und legt damit seinem großen Leserkreis zum erstenmal ein Buch von sich vor. Ratonel ist ein Künstler der Skizze, des vorübergehenden, flüchtigen Einfalls, der unter einer raschen Feder aus wenigen flüchtigen Wortstrichen sogleich Gestalt gewinnt. Trotz der anregenden Buntheit der Motive weiß sein feingeschliffener Stil eine Beschaulichkeit und Ruhe um den Leser zu verbreiten, die zur Verinnerlichung und zum Nachdenken zwingt.